09

WIRTSCHAFT UND KUNST
IN IHREN ERSTEN ANFÄNGEN.

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE

DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT DER UNIVERSITÄT BERN

VORGELEGT VON

SELMAR GEORG STEINMARDER

AUS MESERITZ.

BORNA-LEIPZIG

BUCHDRUCKEREI ROBERT NOSKE

1910.

Von der philosophischen Fakultät auf Antrag des Herrn Professor Dr. Stein angenommen.

Bern, den 17. Dezember 1907.

Der Dekan:
Professor Dr. Tobler.

309
St3w
20g17-5.2

Herrn Professor Dr. Paul Hensel,

Ordinarius für Philosophie
an der Universität Erlangen,

in Verehrung und Dankbarkeit.

Univ. Ex

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/wirtschaftundkun00stei

Alle wissenschaftliche Betrachtung der Wirtschaft und Kunst in ihren ersten Anfängen wird von dem Urzustand der Menschheit auszugehen haben. Freilich finden wir diesen Urzustand bei keinem der lebenden primitiven Völker. Die Buschmänner der Kalahari-steppe in Südafrika, die Veddas im Innern von Ceylon, die Mincopie auf der Andamanengruppe, die Kubu im Inneren Sumatras, die Aeta in den Bergwildnissen der Philippinen, die am tiefsten in der Gesittung stehenden Feuerländer in den Bergwüsteneien um Kap Horn, die Botokuden und Bororos in den Wäldern Brasiliens, die Eskimos und Aleuten in den unwirtlichen Eiswüsten des äußersten Nordens von Amerika — alle diese Völker, richtiger Stämme, die man als niedere Jäger bezeichnet hat und die von den bis jetzt vorgefundenen auf niedrigster Kulturstufe stehen, kennen bereits das Feuer und die Jagd. Selbst die Höhlenfunde der Eiszeit, in der die Menschen das Rhinozeros, das Mammut, das Renntier und den Bären jagten, lassen vermuten, daß sie schon damals den Gebrauch des Feuers kannten. Und die Stein- und Hornzeichnungen aus der älteren Steinzeit Europas, die man an Waffen und Gebrauchs-gegenständen wahrgenommen hat, weisen eine solch scharfe Auffassung und kühne Linienführung auf, daß

wir es auch hier keineswegs mit dem „Urmenschen“ zu tun haben. Und so bleibt uns nichts anderes übrig, als uns diesen Urzustand zu konstruieren. Viele Züge zur Vervollständigung des Bildes werden wir von den obengenannten niederen Jägerstämmen hernehmen müssen. Nur so werden wir imstande sein, das Fühlen und Denken, Handeln und Tun des Menschen im Urzustand zu verstehen, nur so wird es möglich sein, das ewige Dunkel, das über den ersten Kindheitstagen der Menschheit lagert, ein wenig zu durchdringen.

Schon Aristoteles sagt: *Ἄνθρωπος φύσει ζῷον πολιτικόν.* Die meisten neuesten Forscher können dies nur bestätigen. Comte spricht dies am klarsten dadurch aus: Der einzelne Mensch ist eigentlich nur eine Abstraktion gleich dem Atom des Physikers. Die Menschen vereinigten sich nie, sagt Zenker[1]) treffend, sondern sie wurden erst in der Vereinigung Menschen. Die Gesellschaft ist durchaus etwas Naturgewordenes, älter als die Menschheit. Nicht der Mensch schuf die Gesellschaft, sondern der Mensch wurde in der Gesellschaft. Wir werden darum von der Horde unseren Ausgangspunkt zu nehmen haben.[2]) Die Horde wird

[1]) Zenker, Natürliche Entwicklungsgeschichte der Gesellschaft, Berlin 1899, Bd. 1 S. 40.

[2]) s. auch Paul Barth, Die Philosophie der Geschichte als Soziologie, Leipzig 1897, S. 377: Eine empirische und genetische Betrachtung der Gesellschaft muß mit der menschlichen Horde beginnen, die Schäffle mit Recht den von Espinas so genannten

zusammengehalten durch die Bande der Blutsverwandtschaft und bildet so eine geschlossene Einheit. Der einzelne kann nur innerhalb der Horde existieren; wenn er aus ihr hinaustritt, dann ist ihm der Tod gewiß. Jeder Fremde wird mit Recht als Ausgestoßener angesehen, er gilt für vogelfrei, sein Leben braucht darum nicht geschont zu werden.

Es ist anzunehmen, daß in der Horde vollständige Gleichheit herrscht. Führer und Häuptlinge scheint man in den frühsten Anfängen der menschlichen Kultur noch nicht zu kennen. Alle erwachsenen Männer werden einander gleich sein. Als Rink[1]) die Nikobareninsulaner fragte, wer von ihnen der Häuptling sei, antworteten sie ihm lachend, wie er denn glauben könne, daß einer über so viele Gewalt haben sollte. Von den Heddas in Amerika wird berichtet, daß die Leute sämtlich einander gleich zu sein scheinen. Von den kalifornischen Stämmen, daß jeder einzelne tut, was ihm beliebt, von den Navajos, daß jeder nach

---

tierischen Völkerschaften vergleicht . . ., denn die Horde ist der fruchtbare Kern, aus dem die Dynamik des menschlichen Willens alle späteren sozialen Gebilde hervorgetrieben hat.

[1]) s. Spencer, Die Prinzipien der Soziologie, nach der 2. englischen Auflage ins Deutsche übersetzt von R. Vetter, Stuttgart 1889, Bd. 3 S. 391; vgl. auch Steinmetz, Ethnologische Studien zur Strafe Bd. 2 S. 20—42, und Vierkandt, Die politischen Verhältnisse der Naturvölker, in der Zeitschr. f. Sozialw., herausgegeben von Jul. Wolf, 4. Jahrg. 1901 Heft 7 S. 417—426 und Heft 8 S. 497—510.

eigenem Recht als Krieger sein eigener Herr ist, von den Angamies, daß sie kein anerkanntes Oberhaupt haben, obgleich sie einen Sprecher auswählen, der aber in jeder Hinsicht und bei jeder Gelegenheit machtlos ist und keine Verantwortung trägt. In Zeiten der Gefahr wird es mitunter vorkommen, daß Stämme aus ihrer Mitte einen Führer wählen, doch ist seine herrschaftliche Funktion nur von sehr geringer Dauer. So wird von den Kaliforniern erzählt: Auf der Jagd oder im Kriege haben sie einen oder mehrere Häuptlinge, um sie anzuführen, die jedoch nur für die betreffende Gelegenheit erwählt werden. Von den Häuptlingen der Flachkopfindianer: daß ihre Macht mit dem Kriege aufhöre.[1])

Die Familienverfassung der Horde hat zur Aufstellung zahlreicher Hypothesen Veranlassung gegeben, So glaubte Bachofen,[2]) daß ursprünglich Promiskuität geherrscht habe. Allein nach Westermarck[3]) liegt nicht einmal der Schatten eines stichhaltigen Beweises für die Annahme vor, daß die Promiskuität in der sozialen Geschichte des Menschengeschlechts je eine allgemeine Stufe bildete. Lubbok[4]) wieder meint: der Annahme,

---

[1]) s. Spencer, Die Prinzipien der Soziologie S. 392.

[2]) Bachofen, Das Mutterrecht, Stuttgart 1861.

[3]) Westermarck, Geschichte der menschlichen Ehe, aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt von Katscher und Grazer, Kapitel 4—6 S. 30, Die Promiskuitätslehre.

[4]) Lubbok, Entstehung der Zivilisation und der Urzustand

daß die Gemeinschafts- und Einzelehe nebeneinander Bestand hatten, stellt sich kein wirkliches Hindernis entgegen, und Ludwig Stein[1]) spricht sich darüber folgendermaßen aus: Ob nun in einer solchen Horde der Zustand der sexuellen Promiskuität oder eine monogamische Begattungsform geherrscht habe, wird wohl wesentlich durch klimatische und somatische Bedingungen bestimmt gewesen sein.

Es scheint in der Tat, daß innerhalb der Horde weder eine streng monogyne noch eine promiskue Vereinigung der beiden Geschlechter die normale war, daß vielmehr von den gleichaltrigen Mitgliedern eine zeitliche Verbindung nach Lust und Gefallen eingegangen wurde, deren Bestand aber von nicht allzu langer Dauer gewesen sein konnte. Heute trafen sie sich, morgen trieb sie der Hunger auseinander. Nach den Berichten der Reisenden sind fast alle Stämme, in

---

des Menschengeschlechts, nach der 3., vermehrten Auflage aus dem Englischen übersetzt von Passow, Jena 1875, S. 83.

[1]) Stein, Die soziale Frage im Lichte der Philosophie 2. Aufl., Stuttgart 1902, S. 71 (in diesem Buche findet man im Kapitel: Die Urfamilie und ihre Entwicklung eine reichhaltige Literaturangabe); s. auch Kautsky, Kosmos Bd. 12 S. 262; Zenker, Natürliche Entwicklungsgeschichte der Gesellschaft Bd. 1 S. 48; Scherrer, Soziologie und Entwicklungsgeschichte der Menschheit S. 83—85; Grosse, Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft S. 45 u. 46; Oncken, Geschichte der Nationalökonomie S. 66; Lippert, Kulturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau S. 77 ff.

denen eine geschlechtliche Vereinigung zwischen dem Alter und der Jugend stattfindet, nahe daran auszusterben. Die Kinder solcher Eltern sind schwach und kränklich und zeigen bereits in frühster Jugend Degenerationsmerkmale, die zum Verfall führen. Wir werden darum annehmen müssen, daß meist zwischen den ungefähr gleichaltrigen Mitgliedern einer Horde eine Vereinigung stattgefunden hat. Aber diese wird nur von sehr kurzer Dauer gewesen sein, die stete Nahrungssorge zwang Mann und Frau, sich bald zu trennen. So sagt z. B. Baegert von den Unterkaliforniern: Sie gleichen Horden von wilden Schweinen, die nach eigenem Belieben herumlaufen, heute beisammen sind und morgen sich wieder zerstreuen, bis sie zufällig in einer späteren Zeit sich wieder zusammenfinden.

Es kommt hinzu, daß bei diesen niederen Jägerstämmen von einer Liebe zwischen Mann und Frau nicht die Rede sein kann. Die Poesie aller dieser Völker weist nicht ein einziges Liebeslied auf, sie besteht vielmehr zum größten Teil aus Freß- und Sauflíedern.[1]) Und so wird in den frühsten Anfängen des Menschen-

[1]) vgl. Ernst Grosse, Die Anfänge der Kunst S. 232ff.; auch Schurz, Altersklassen und Männerbünde 1902 S. 181: Bei den meisten Naturvölkern ist die Ehe mehr eine Sache des Geschäfts als der Neigung. — Im Gegensatz hierzu steht Wilhelm Scherer, der in seiner Poetik im Kapitel über den Ursprung der Poesie (S. 73—118), ohne sich auf ethnographische Forschungen zu stützen, im Erotischen das Urmoment der Poesie erblickt.

geschlechts nur zwischen Mutter und Kind ein engeres Band existiert haben. Dieser lag ja die Sorge ob, das Kind zu säugen und aufzuziehen und es vor Gefahren zu schützen. Aber die Liebe zwischen ihnen wird keine allzu große gewesen sein. Wenn das Kind erwachsen war und sich allein ernähren konnte, hat es sich von der Mutter getrennt, um seine eigenen Wege zu gehen. So hören wir von den Apachen[1]: Das Kind bleibt bei seiner Mutter, bis es sich selbst eine Frucht pflücken kann oder eine Ratte ohne fremde Hilfe gefangen hat. Nach diesen Heldentaten kommt und geht es nach Belieben, ist frei und unabhängig, Herr seiner bürgerlichen und politischen Rechte und geht bald in dem Gemeinkörper der Horde auf.

Eine Art Religion treffen wir selbst bei den primitivsten Völkern an. Selbst Fritsch, der den niederen Jägerstämmen Südafrikas jede Art von Religion abspricht, muß doch wieder zugeben, daß bei ihnen ein blinder Aberglaube und eine bestimmte Geisterfurcht existieren, und die Beobachtungen der Forscher, die jahrelang Gelegenheit hatten, unter den primitivsten Völkern zu leben, stimmen damit überein. Wenn wir auch einen geordneten Kultus bei ihnen nicht antreffen, so wissen wir doch, daß sie den Glauben am Fortleben

[1]) Elié Reclus, Primitiv Folk S. 131. Vgl. auch Steinmetz, Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern bei den Naturvölkern, Zeitschr. f. Sozialw., herausgegeben von Jul. Wolf, 1. Jahrg. 1898 Heft 8, 9 S. 62.

der Seele nach dem Tode haben. Daher erklärt sich auch die Sitte, dem Toten alles mit ins Grab zu legen, was im Leben sein eigen war, damit er wohlausgerüstet das Jenseits betrete. Man vergißt auch nicht, Nahrungsmittel auf die letzte Ruhestätte zu tun und ein Feuer anzuzünden, um die Seele des Verstorbenen günstig zu stimmen. Und wenn jemand von einem Feinde erschlagen wurde, so ist es Pflicht seiner Blutsverwandten, seinen Tod zu rächen.

Von sämtlichen Faktoren,[1]) die auslösend auf die Phantasietätigkeit des Menschen wirken und mit ihr in Wechselwirkung treten, konnten wir bei den primitiven Völkern nur den sozialen betonen. Er spielt auch in den Anfängen derjenigen Künste, die „durch bewegte oder zeitlich ablaufende Formen zu gefallen streben",[2]) also in der Musik und Poesie, welche zu Beginn der menschlichen Kultur mit dem Tanz noch eine Einheit bilden,

---

[1]) Taine sucht in seiner Philosophie de l'art das Kunstwerk aus der Rasse, Zeit und Umgebung zu verstehen: L'œuvre d'art est déterminée par un ensemble, qui est l'état général de l'ésprit et des mœurs environnantes. Siehe auch seine Geschichte der englischen Literatur, Deutsch von Katscher, Bd. 1 S. 16ff. Hennequin hat jedoch in seiner eingehenden Critique scientifique nachgewiesen, daß dies keineswegs zutrifft. Viel tiefer greift Lamprecht dieses Problem in seiner deutschen Geschichte Ergänzungsbd. 1 S. 79ff. an, worin er aus der Gesamtheit des geistigen, sozialen, wirtschaftlichen und politischen Lebens in das Wesen einer Kunstschöpfung zu dringen sucht.

[2]) s. Fechner, Vorschule der Ästhetik Bd. 2 S. 5.

eine große Rolle. Da jedoch das Verhältnis der Wirtschaft zur Poesie und Musik in Büchers Werk „Arbeit und Rhythmus“, worin er zum Resultat gelangt, daß Arbeit, Musik und Dichtung auf der primitiven Stufe hrer Entwicklung in eins verschmolzen gewesen sein müssen,[1]) bereits behandelt wurde, so wollen wir uns in der vorliegenden Untersuchung nur mit den bildenden Künsten befassen.

Wir haben gesehen, daß in den ersten Anfängen der menschlichen Kultur von einem politischen Leben gar nicht die Rede sein kann. Auch das geistige zeigt ganz schwache Anfänge. Aber eine um so bedeutendere Rolle spielt der wirtschaftliche Faktor. Denn Bedürfnisse[2]) hatten die Menschen immer und stets und überall, auf der niedrigsten Kulturstufe, wo sie in kleinen Horden ihr Stammesgebiet[3]) durchstreiften, mit Bogen, Pfeil und Speer bewaffnet, sich von Wurzeln, Pflanzen, Maden und Würmern nährten und, vom Hunger getrieben, von einem Futterplatz zum anderen zogen,[4]) auf der

---

[1]) Bücher, Arbeit und Rhythmus 2. Aufl. 1899 S. 305 ff.

[2]) s. auch Schillers Briefwechsel mit Körner: Wenn man aus unserem Leben herausnimmt, was der Schönheit dient, so bleibt nur das Bedürfnis; und was ist das Bedürfnis anders als eine Verwahrung vor dem immer drohenden Untergang? (22. Januar 1789.)

[3]) vgl. Ernst Grosse, Die Formen der Wirtschaft und die Formen der Familie S. 35.

[4]) Alexander Sutherland hat in seinem Buche The origin- and growth of the moral instinct (London 1898) eine Klassifikation der Menschheit aufgestellt und entwirft folgendes typische

höchsten, wo der sinnende Menschengeist ihr Leben beherrscht. Und da die Bedürfnisse stets befriedigt werden mußten, so hat der Mensch auch immer gewirtschaftet. Geändert hat sich nur die Wirtschaftlichkeit. Das soll jetzt bewiesen werden.

Die Nationalökonomie lehrt uns, daß alle auf die Bedürfnisbefriedigung des Menschen gerichteten Handlungen plan- und zweckmäßige und zielbewußte Handlungen sind, entsprungen aus dem Grundsatz der Wirtschaftlichkeit, der sich darin äußert, daß der Mensch mit den kleinsten Mitteln den bestmöglichen Erfolg erstrebt. Der Grundsatz der Wirtschaftlichkeit gilt der Lehre der Volkswirtschaft als absolute ökonomische Kategorie. Das Prinzip der mindesten Aufopferung und der Hang der Habgier, sagt Reinhold,[1]) sind dem Menschen angeboren, seinem Wesen immanent. Beide Bestimmungstriebe sind nach ihm als menschliche und wirtschaftliche „Naturgesetze“ im Sinne entscheidender und vermutender Motive zu betrachten. Da sie mit der räumlich sinnlichen Erscheinung des Willens gegeben

---

Bild von den Jägerstämmen: Zwerge von Körpergestalt (Durchschnittsgröße 4—4½ Zoll), spitzbäuchig und spindelbeinig; wollhaarig und plattnasig, in Familien von 10 bis 40 Personen wandernd, ohne Wohnungen mit höchstens einer Spur von Bekleidung. Kleinste menschliche Schädelkapazität.

[1]) Reinhold, Die bewegenden Kräfte der Volkswirtschaft S. 136; vgl. auch Wagner, Grundlegung der politischen Ökonomie Bd. 1,1 S. 82.

sind, also jedem Wesen als Icherscheinung mit Notwendigkeit innewohnen, so sind sie nach der Meinung Reinholds ewig, unveränderlich. Allein schon ein Blick auf die nächste Umgebung zeigt uns, daß das Prinzip der mindesten Aufopferung keineswegs dem Menschen angeboren, daß es bei verschiedenen Menschen je nach Lebensalter und Geschlecht verschieden ausgebildet ist. Bei Frauen und Kindern findet man die Wirtschaftlichkeit wenig oder gar nicht vor, bei letzteren waltet sogar ein Zerstörungstrieb, so daß man kaum die Behauptung aufstellen kann, daß dem Menschen der Grundsatz der Wirtschaftlicheit angeboren sei. Es wird sich darum die Frage nicht vermeiden lassen, ob das Prinzip der mindesten Aufopferung als absolute ökonomische Kategorie zu betrachten, oder ob es nicht vielmehr im Laufe der Geschichte steten Wandlungen unterworfen ist. Am besten wird sich dies wohl bei der Betrachtung der Wirtschaftsstufen beweisen lassen.

Von allen Wirtschaftsstufen — dieses Gebiet hat den Scharfsinn der bedeutendsten Nationalökonomen gereizt, z. B. List, Engels, Hildebrand, Schmoller, Sombart — greife ich die bei weitem bekanntesten von Karl Bücher[1]) heraus. Dieser hat drei Wirtschaftsstufen aufgestellt. Erste Stufe der geschlossenen Hauswirtschaft (reine Eigenproduktion, tauschlose Wirtschaft), in welcher die Güter in derselben Wirtschaft verbraucht

---

[1]) Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft 4. Aufl. S. 108.

werden, in der sie entstanden sind. Zweite Stufe der Stadtwirtschaft (Kundenproduktion oder Stufe des direkten Austausches), in welcher die Güter aus der produzierenden Wirtschaft unmittelbar in die konsumierende übergehen. Dritte Stufe der Volkswirtschaft (Warenproduktion, Stufe des Güterumlaufes), in welcher die Güter in der Regel eine Reihe von Wirtschaften durchgehen müssen, ehe sie verbraucht werden. Wollen wir, heißt es dort, diese ganze Entwicklung unter einem Gesichtspunkte begreifen, so kann dies nur ein Gesichtspunkt sein, der mitten hineinführt in die wesentliche Erscheinung der Volkswirtschaft, aber auch zugleich das organisatorische Moment der Wirtschaftsstufen aufschließt. Es ist dies nach Bücher das Verhältnis, in welchem die Produktion der Güter zur Konsumtion derselben steht, oder genauer: die Länge des Weges, welchen die Güter vom Produzenten bis zum Konsumenten zurücklegen.

Aber die Länge des Weges, den die Güter vom Produzenten bis zum Konsumenten zurücklegen, ist keineswegs die primäre Erscheinung im Wirtschaftsleben; Büchers Wirtschaftsstufen haben den Grundfehler, daß ihre Systematik nach rein äußerlichen Gesichtspunkten vorgenommen wurde. Das Verhältnis, in welchem die Produktion der Güter zur Konsumtion derselben steht, ist kausal bedingt durch den Grad der Wirtschaftlichkeit, den die Menschen in der jeweiligen Wirtschaftsstufe besitzen. Die Wirtschaftlichkeit ist keineswegs konstant, wie viele annehmen. Wir finden

in ihr das beste principium divisionis bei der Aufstellung von Wirtschaftsstufen. Dies soll hier kurz ausgeführt werden.

Auch die früher beschriebenen niederen Jägerstämme, die noch keine Zeit- und Zahlenvorstellung und darum auch kein Morgen[1]) kennen und von der Hand in den Mund leben, wirtschaften. Nicht immer, sondern nur dann, wenn sie der Hunger zu irgendeiner Tätigkeit treibt. Diese Tätigkeit mit einem Werkzeug[2]) wird man unbedingt als ziel- und zweckbewußt bezeichnen müssen, denn der Mensch wägt dabei die Unlustempfindungen ab, die sich bei dem Gebrauch des Werkzeugs einstellen, im Vergleich zum Erfolge, der durch die Stillung des Hungers eintritt. Das soll weiter unten des näheren ausgeführt werden, hier sei nur kurz bemerkt: Bei den niederen Jägerstämmen kommt die Wirtschaftlichkeit in dem Augenblick, wo der Hunger als peinigendes Gefühl auftritt, und erreicht ihr Ende mit der Bedürfnisbefriedigung. Sie ist also zeitlich auf den Augenblick, räumlich auf die eigene Person beschränkt. Wir werden daher dieses Stadium als Stufe der Augenblickswirtschaft bezeichnen im Gegensatz zu Bücher, der den Begriff der Wirtschaftlichkeit bei den

[1]) s. Stein, Die soziale Frage im Lichte der Philosophie 2. Aufl. S. 79; Stein, Die Anfänge der menschlichen Kultur S. 130.

[2]) vgl. Kapp, Grundlinien einer Philosophie der Technik S. 40 ff.

niederen Jägern überhaupt nicht anwenden will und dieses Stadium die Stufe der individuellen Nahrungssuche nennt.[1])

Später ist die Wirtschaftlichkeit schon besser ausgebildet. Das einzelne Individuum wirtschaftet nicht mehr für sich allein, sondern für das Haus, dem es als Glied angehört. Die Wirtschaftlichkeit hat sich räumlich von der Person auf das Haus, zeitlich vor dem unmittelbaren auf den häuslichen Gebrauch erweitert. Wir bezeichnen daher diese Stufe als Stufe der Gebrauchs- oder Bedarfswirtschaft.

Die Wirtschaftlichkeit entwickelt sich weiter: man produziert nicht mehr für den häuslichen Bedarf, man produziert für den Markt, um zu erwerben. Wieder hat sich die Wirtschaftlichkeit räumlich und zeitlich ausgedehnt: vom Haus zum Markt, vom häuslichen Gebrauch zum unmittelbaren Gebrauch eines bestimmten Kunden. Wir bezeichnen daher diese dritte Stufe als Markt- oder Erwerbswirtschaft. In der Volks- und noch mehr in der Weltwirtschaft erreicht die räumliche und zeitliche Ausdehnung der Wirtschaftlichkeit ihren höchsten Gipfel.

Wir sehen also, daß das Prinzip der Wirtschaftlichkeit keineswegs konstant ist und ebensowenig „ewig, unveränderlich". Es ist im Laufe der Geschichte steten Wandlungen unterworfen. Die Wirtschaftlichkeit wächst räumlich und zeitlich von Wirtschaftsstufe zu Wirtschafts-

---

[1]) Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft 4. Aufl. S. 31.

stufe mit der Entwicklung des menschlichen Geistes, mit der Verbesserung und Vervollkommnung der technischen Mittel, mit der größeren Nutzbarmachung des Bodens, mit dem ziel- und zweckbewußteren Handeln, mit einem Wort: mit dem besseren Abwägen des Erfolges im Vergleich zur aufgewendeten Mühe. Alle wirtschaftliche Entwicklung ist demnach nichts anderes als eine Entwicklung der Wirtschaftlichkeit.

Wir gehen nun dazu über, die Psyche des Naturmenschen, soweit sie für unser Thema in Betracht kommt, einer näheren Untersuchung zu unterziehen. Über die Naturvölker sind wir unterrichtet: 1. durch die Missionare; 2. durch die Forschungsreisenden; 3. durch die Ethnologen, Geographen, Anthropologen, Kulturhistoriker und neuerdings durch die Nationalökonomen. Die Missionare kommen zu den Naturvölkern mit einem bestimmten Zweck: sie wollen sie bekehren. Dieser eine Gedanke erfüllt sie, und darum haben sie meist für alles andere, was in dem Leben der Naturmenschen einen großen Spielraum einnimmt, wenig Interesse. Viel bessere Schilderungen über das Leben der Naturvölker verdanken wir den Forschungsreisenden. Diese kommen als Beobachter, sie haben keinen anderen Zweck, als das Fühlen, Denken, Tun des Naturmenschen kennen zu lernen. Aber auch sie können ihn selten so schildern, wie er in Wirklichkeit ist. Jeder Reisende wird anders von den Eingeborenen behandelt. So berichtet Lichtenstein von den Buschmännern, daß in keinem Wilden

eine solche Menge brutalster Grausamkeit vereinigt sei, während Mufflat tief gerührt war von dem Mitgefühl dieser armen Buschmänner. Es kommt hinzu, daß die meisten Reisenden mit der Sprache der Völker, die sie erforschen wollen, unbekannt sind, und daß die Eingeborenen durch die schlechten Erfahrungen, die sie gemacht haben, ein schier unbesiegliches Mißtrauen zu ihnen haben.[1]) Man verlangt von ihnen, daß sie über all das, worüber sie sich selbst noch nie Rechenschaft gegeben haben, berichten und dem fremden weißen Mann ihr Herz öffnen sollen. Was Livingstone von den Makololo sagt, kann für alle Völker gelten: es wäre nicht schwer, dieses Volk in ausnehmend gutem wie in ausnehmend schlechtem Lichte erscheinen zu lassen.

Die dritte Gruppe, die Ethnologen, Kulturhistoriker, Geographen, Anthropologen und Nationalökonomen, kommen mit den Naturvölkern selbst nicht in Berührung und sind daher auf die Berichte der Forschungsreisenden und Missionare angewiesen. Sie verfallen meist in den Fehler, daß sie den Naturmenschen nur vom Standpunkte ihrer Wissenschaft aus behandeln; sie beleuchten sein Leben nur von einer Seite und vergessen all die Fälle der anderen Erscheinungen. Sie messen es mit unseren entwickelten sittlichen und intellektuellen Begriffen und vergessen, daß auch das Leben dieser Naturmenschen

[1]) In Vate, einer neukaledonischen Insel, wird jeder Weiße ein „segelnder Bösewicht“ genannt. Vgl. Spencer, Die Prinzipien der Soziologie Bd. 1 S. 84.

so wenig arm ist wie das des Kindes, und daß es nur in seiner Ganzheit begriffen werden kann. Mit dem Scharfsinn allein wird man hier wenig ausrichten können. Nur demjenigen wird es vergönnt sein, in dieses Traumland zu blicken, der tief, tief zu schauen versteht und dessen Kindheit selbst noch nicht allzufern ist oder der sich den Kindersinn in sein Leben herübergerettet hat.

Alle wirtschaftliche und künstlerische Tätigkeit des Menschen hat einen gemeinsamen Ausgangspunkt, das ist das Spiel. Wir finden diesen Trieb schon bei allen höheren Tieren vor. Auch sie kennen Bewegungs-, Jagd-, Kampf- und Leibesspiele.[1]) Die ersten Anfänge der Wirtschaft und Kunst sind jedoch erst bei den Menschen anzutreffen. Zwar herrscht genau wie beim Tier die assoziative Vorstellungstätigkeit beim Naturmenschen noch vor, aber doch spielt schon auch bei ihm die bewußte Apperzeptionsfunktion eine Rolle, wenn auch eine sehr geringe, und zwar die einfache Apperzeptionsfunktion der Beziehung und Vergleichung und die zusammengesetzte der Synthese und Analyse.[2]) Sie findet ihren Ausdruck in Sprache und Mythus und in der schöpferischen Phantasietätigkeit des Menschen. Das sind Faktoren, die der Tierwelt vollständig abgehen. Aber die schwachen Anfänge der Apperzeptionsfunktion sind noch nicht an feste, geregelte Formen des Denkens ge-

[1]) vgl. Carl Groos, Die Spiele der Tiere S. 77—291; auch Konrad Lange, Das Wesen der Kunst Bd. 2 S. 39—46.

[2]) vgl. Schultze, Psychologie der Naturvölker S. 84.

bunden, und darum wird auch das Leben dieser Naturmenschen von starken Affekten, von instinktiven, impulsiven, willenlosen Handlungen beherrscht. Er ist durch und durch Sinnesmensch, ein „unglückliches Kind des Augenblicks".[1]) Daraus erklärt sich seine Hartherzigkeit und Grausamkeit gegen seine nächsten Angehörigen, die ihren Ausdruck findet in der Kindestötung und Kindesaussetzung und in der Beseitigung der Alten. Der Grund hierfür ist keineswegs in der Nahrungssuche, wie Bücher meint, zu suchen, denn diese Grausamkeit beschränkt sich keineswegs auf diese primitivste Stufe allein, wo der Mensch mit dem schweren Dasein zu kämpfen hat. Es ist bekannt, daß die niederen Jägerstämme mit wahrer Affenliebe ihren Kindern zugetan sind und sie trotzdem für wertlosen Tand, der ihnen im Augenblicke gerade gefällt, verkaufen.[2]) Weiter ist festgestellt worden, daß die Alten in der Horde eine gewisse Autorität ausüben, und daß man ihren Ratschlägen Folge leistet. Bei den Feuerländern z. B. wird das Wort eines alten Mannes wie ein Gesetz geachtet, auch bei den Buschmännern sollen alte Männer in gewissem Maße die Autorität von Häuptlingen ausüben,

[1]) s. Fritsch, Die Eingeborenen Südafrikas, anatomisch und ethnographisch beschrieben, S. 418.

[2]) Reiche Belege dafür findet man bei Steinmetz, Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern bei den Naturvölkern (Zeitschr. f. Sozialw. 1898 Heft 8, 9 S. 607 ff.); vgl. auch dessen ethnologische Studien zur ersten Entwicklung der Strafe Bd. 2 S. 179—253 und Ploß, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker Bd. 2 S. 179 ff.

und die Dajoks im nördlichen Borneo, die keine Häuptlinge haben, folgen den Ratschlägen der alten Männer, mit denen sie verwandt sind.[1]) Edwards erzählt von den ohne Regierung lebenden Kariben, daß sie ihren alten Männern eine gewisse Art von Autorität zugestehen. Auch bei den Eingeborenen Australiens gelten die alten Männer sehr viel, aber sie erteilen nur Rat, keine Befehle, denn jeder Familienvater und jeder Mann ist absolut frei.[2]) Aber doch werden die Alten sehr oft beseitigt und vielfach auch auf ihren eigenen Wunsch. Wir haben es mit Naturkindern zu tun, bei denen das Leben wenig Wert besitzt. Das Reich des Todes ist nicht mit jenen Rätseln und Geheimnissen umgeben wie bei den zivilisierten Menschen, darum sind Angst und Schrecken vor dem Tode nicht groß.

Der Gesichtspunkt der individuellen Nahrungssuche führt uns keineswegs zum Verständnis des primitiven Menschen. Wir gelangen dann zum Resultat: der Wilde will essen, schlafen, wo nötig sich gegen die Unbilden der Witterung schützen. Das ist sein ganzer Lebenszweck.[3]) Er wird hier als Tier hingestellt:

What is a man
If his chief good, and market of his time
Be but to sleep and feed? A beast, no more.

Shakespeare, Hamlet 4, 4.

---

[1]) s. Spencer, Prinzipien der Soziologie Bd. 3 S. 393ff.

[2]) s. Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker Bd. 6 S. 790.

[3]) Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft 4. Aufl. S. 16.

Aber selbst der Mensch auf der niedrigsten Kulturstufe steht weit höher als das Tier. Er will nicht nur essen, schlafen und sich gegen die Unbilden der Witterung schützen. Er hat auch ästhetische Bedürfnisse, die zu seiner Wesenheit gehören, und neben diesen ästhetischen Bedürfnissen treten selbst die materiellen zurück. Es gibt keinen Jägerstamm, und mag er noch so armselig sein, dessen Mitglieder sich nicht schmückten. Wir werden daher richtiger sagen müssen: das Spiel füllt sein ganzes Dasein aus, und die Ausartung des Spieltriebes geht so weit, daß selbst Väter hungernden Kindern, Männer hungernden Weibern Speise verweigern, nicht weil sie hartherzig sind, sondern weil sie sich an den traurigen Gesichtern ihrer Angehörigen ergötzen wollen. Jetzt verstehen wir auch, warum der Wilde stets froh und heiter und lustig ist: das Spiel füllt ja sein Dasein aus. Von den Neukaledoniern, Fidschianern, Tahitanern und Neuseeländern lesen wir, schreibt Spencer,[1]) daß sie fortwährend lachen und scherzen. In ganz Afrika zeigt uns der Neger überall denselben Zug, und von anderen Rassen in anderen Fällen lauten mancherlei Beschreibungen der verschiedenen Reisenden alle ungefähr: voll Scherz und Lustigkeit, voll Leben und Feuer, heiter und gesprächig, allerwegen froh wie die Vögel unter dem Himmel, lärmende Fröhlichkeit, über Kleinigkeiten in unbändiges Lachen ausbrechend.

Wenn das ganze Dasein des primitiven Menschen

[1]) s. Spencer, Prinzipien der Soziologie Bd. 1 S. 76.

wirklich in der Nahrungssuche vollständig aufgehen würde, so wäre es auch nicht zu verstehen, wie er imstande wäre, trotz aller Not ein so freies und glückliches Leben zu führen, ein Leben, das er mit keinem anderen vertauschen möchte. Es sei nur daran erinnert, daß primitive Menschen, die mit der Zivilisation in Berührung kamen, sehr häufig zu ihrer alten Lebensweise zurückkehrten, ja selbst Kulturmenschen, die einmal den Zauber der Wildnis kennen gelernt haben, sehnen sich immer wieder hinaus in die primitiven Verhältnisse. Ein Indianerhäuptling hat einmal folgende Antwort gegeben, als man ihn bereden wollte, die Zivilisation anzunehmen[1]): Ich sehe eure Lebensweise, eure guten, warmen Häuser, eure Kornfelder, euer Vieh, eure Wagen und eure tausende von Maschinen, ich sehe, daß ihr Kleider aus Gräsern und Sträuchern machen könnt, kurz, nichts ist euch unmöglich. Ihr könnt euch ein jedes Tier dienstbar machen, aber ihr seid von Sklaven umgeben, alles um euch liegt in Ketten, ja ihr seid selbst Sklaven; ich befürchte, daß ich, wenn ich meine Lebensweise mit der eurigen vertausche, ebenfalls ein Sklave würde. Und ein anderes Zeugnis liegt uns aus dem Munde eines anderen Indianerhäuptlings vor, vorausgesetzt, daß wir dem alten Berichte trauen[2]): Ach, mein Bruder, du wirst nie das Glück kennen lernen, nichts

[1]) s. Schneider, Naturvölker Bd. 1 S. 52.

[2]) Crévecoeur, Voyage dans la Haute Pensylvanie, Paris 1801, I, 362.

zu denken und nichts zu tun, und doch ist dieses nächst dem Schlafe das Herrlichste von allem; so waren wir vor der Geburt, so werden wir nach dem Tode sein.

Diese Art des Glückes birgt aber den Keim des Todes in sich, und das ist vielleicht auch der Hauptgrund des Absterbens dieser Stämme und Völker. Sie alle gehen zugrunde, wenn sie mit einem Volke in Berührung kommen, das bereits eine Geschichte kennt. Sie wollen genießen, haschen nach dem Augenblick und sterben an ihrem Glück. Selbst Kulturvölker und Kulturmenschen, die immer mit der Wirklichkeit rechnen und keinen tieferen Sinn in ihrem Leben finden, mit einem Wort: nach Augenblicksglück streben, werden hinweggefegt. Ihnen fehlt die tiefe, heiße Sehnsucht nach dem Großen und Fernen, die zu zielbewußter und schöpferischer Tätigkeit führt. Überall da, wo sich eine Kultur überlebt hat, taucht bei schlaffen, kranken und genußsüchtigen Menschen das Wort Augenblicksglück auf. Das kulturschaffende Volk und der kulturschaffende Mensch wissen nichts davon; sie wollen Werk schaffen auf Werk bis zu ihrem letzten Atemzug. Für den strebenden und ringenden Faust gibt es kein Glück: Ihn sättigt keine Lust, ihm genügt kein Glück. Der alte, erblindete Faust will den Augenblick festhalten: Verweile doch! du bist so schön! Aber da sinkt die ewige Nacht über ihn herein — sein Tagewerk ist vollbracht, der Tod kommt zu einem Toten.

Jetzt verstehen wir auch, warum der Mensch auf der niedrigsten Kulturstufe den Tag in „Trägheit und

Nichtstun“ verträumt[1]) und nur dann eine wirtschaftliche Tätigkeit ausübt, wenn ihn die äußerste Not dazu treibt, um aber niemals, wie Appun bemerkt, für längere Zeit als höchstens einen Tag im Besitze eines Vorrats von Lebensmitteln zu sein.[2]) Was hier aber Junker Faulheit nennt und viele andere Forschungsreisende mit noch stärkeren Ausdrücken bezeichnen, ist keineswegs als Trägheit in unserem gewöhnlichen verächtlichen und wegwerfenden Sinne zu verstehen. Wenn ein Autor einen solchen Ausdruck anwendet, so zeigt er nur dadurch, daß er entweder ein schlechter psychologischer Beobachter ist oder logisch nicht denken kann. Denn überall da, wo keine Zeitvorstellung existiert und wo man darum keine auf ein fernes Ziel gerichtete Arbeit kennt, kann man unmöglich von Faulheit reden. Aus diesem Grunde ist auch dem Naturmenschen jede andauernde Tätigkeit unmöglich. Irgendwelche regelmäßige Arbeit, schreibt Joest, will und wird der Indianer nie verrichten, ich glaube auch nicht, daß er dazu imstande ist. Wollte man ihn mit der Peitsche zu einer solchen zwingen, so würde er sterben.[3])

Und doch wird man sicherlich selbst bei den primitivsten Jägerstämmen von einer Wirtschaft, wenn

---

[1]) Junkers Reisen in Afrika Bd. 2 S. 214.

[2]) Appun, Unter den Tropen Bd. 2 S. 321.

[3]) Joest, Ethnographisches und Verwandtes aus Guyana, Supplementbd. zu Bd. 5 des internationalen Arch. f. Ethnographie S. 83.

auch bloß von einer Augenblickswirtschaft sprechen müssen. Den Begriff der individuellen Nahrungssuche kann man nur für die niedrigen Tierarten anwenden. Aber der Mensch hat zwischen sich und die Tierwelt das Werkzeug gestellt. Das Tier wird durch seine Organe belehrt, sagt Goethe, der Mensch belehrt die seinigen und beherrscht sie. Werkzeuge und Waffen ganz primitiver Art — man kennt zunächst noch keinen Unterschied — hat der Mensch bereits in den frühesten Anfängen der Kultur besessen. Es sind Stock und Stein, wie sie frei in der Natur vorkommen. Sie sind nichts anderes als eine Differenzierung der menschlichen Gliedmaßen. Der Stock stellt die Verlängerung des Armes dar, der Stein die verstärkte Faust.[1]) Man findet beide frei in der Natur. Aber jedesmal, wenn man sich ihrer bedienen will, ist eine Reihe von geistigen Erwägungen, Messungen und Vergleichungen notwendig. Der Mensch muß die Unlustempfindungen abwägen, die sich bei ihrem Gebrauch einstellen, im Vergleich zum Erfolge. Er wählt dann von den in der Natur frei vorgefundenen Steinen oder Stäben den am bestdienlichen aus. In diesem Augenblick wendet er das Prinzip des kleinsten Mittels (das ökonomische Prinzip) an. Noch viel stärker tritt dies hervor, wenn er dem Steine oder Stabe eine für seine Bedürfnisse schick-

---

[1]) vgl. Kapp, Grundlinien einer Philosophie der Technik S. 40ff.

liche Form zu geben versucht. Hier werden die Erfahrungen, Abwägungen, Beobachtungen und Vergleichungen, die er anfangs nur zur Zeit der Nahrungsgewinnung angestellt hat, auf die der Nahrungsgewinnung vorausgegangene Zeit erweitert. Während er vielleicht früher das Werkzeug nach dem Gebrauch fortwarf, trennt er sich nicht mehr von dem Stock oder dem Stein, dem er irgendeine Form gegeben hat. Die darauf verwendete Mühe mit dem erzielten Erfolge abwägend, führt ihn dazu, den Gegenstand zu behalten und aufzubewahren, ihn als Stück und Ergänzung seiner eigenen Persönlichkeit zu betrachten. Die Wirtschaftlichkeit hat sich also zeitlich entwickelt, räumlich ist sie noch auf derselben Stufe stehen geblieben wie früher. Das Werkzeug oder die Waffe erhebt den Menschen weit über das Tier. Er beginnt zu denken. Sein Handeln wird ziel- und zweckbewußt. Und daraus erklärt es sich, daß selbst unstete Völker eine gewisse Art der Fürsorge schon kennen. Es sei nur daran erinnert, daß es bei den Australiern verboten ist, Bäume, die eßbare Früchte tragen, zu fällen, und daß gewisse Tierarten, deren Fleisch man braucht, Jagdschutz besitzen. Dodge[1]) z. B. erzählt, daß auch bei einigen indianischen Stämmen Verbände existieren, deren Aufgabe es ist, dafür zu sorgen, daß das Wild nicht von einzelnen Personen erlegt wird, sondern vom ganzen

[1]) Dodge, Die heutigen Indianer des Westens, Wien 1884, S. 80.

Stamm, der zu diesem Zwecke große Massenjagden veranstaltet.

Selbst bei Jägerstämmen, die schon Pfeile, Bogen und Wurfhölzer kennen, ist die Jagd mit größter Mühe verbunden. Der primitive Mensch kann mit seinen unzulänglichen Waffen das Wild selten sofort töten, er ist daher auf seine Verfolgung angewiesen.[1]) Neben der Würmer-, Maden- und Heuschreckenkost ist der Wilde immer wieder auf die Fleischnahrung angewiesen, denn die kleineren Tiere können ihm nicht das Salz ersetzen, das er zu seinem Lebensunterhalte braucht. Daraus erklärt sich die Vorliebe dieser Jägerstämme für das Fleisch. Man fällt darüber in wahrem Heißhunger her, auch wenn es schon in Verwesung übergegangen ist. Wenn die Jagd reichlich ausgefallen ist, verschlingt jeder soviel er nur kann; was man nicht verzehren kann, läßt man liegen, da man das Ansammeln von Vorräten nicht kennt. So kommt es, daß sehr oft Mangel am Notwendigsten herrscht. Die Denktätigkeit hört auf, wenn der Hunger gestillt ist. Der primitive Mensch ist daher immer auf die Erträgnisse der Jagd angewiesen; er ist ein Jäger κατ' ἐξοχήν. Auge und Ohr sind von einer solchen Feinheit, über die der Zivilisierte in größte Bewunderung gerät. Dabei muß betont werden, daß, wie es physiologisch festgestellt ist, die Feinheit eines Sinnes keineswegs die

[1]) vgl. Taylor, Einleitung in das Studium der Anthropologie S. 243—246.

Folge einer angeborenen und unveränderlichen Rasseneigentümlichkeit ist, sondern nur durch Übung und Ausbildung erworben werden kann: Funktionen schaffen sich ihre Organe. Derselbe Indianer, erzählt der Augenarzt Dr. Karl Ranke,[1]) der den Mutum im dichtesten Blättergewirre mit Leichtigkeit im Auge behielt, der im tiefsten Wasser jeden Fisch und im Kamp jedes Reh zuerst erblickte, der imstande war, einer dem europäischen Auge vollständig unsichtbaren Spur zu folgen, als ob er auf einem gebahnten Wege daherschritte, dieser Indianer hatte keine höhere Sehschärfe als der ihm in dieser Hinsicht weit unterlegene Europäer.

Viele Forschungsreisende machen selbst die Beobachtung, daß ihr Auge infolge der Gewöhnung, sich größeren Entfernungen anzupassen, an Sehschärfe zunimmt, und Waitz-Gerland berichten, daß Europäer nach drei bis vier Jahren fortgesetzter Übung bisweilen doppelt so weit sehen können als vorher.[2]) Wir werden daher sagen müssen: Auge und Ohr haben sich beim primitiven Menschen im Kampf ums Dasein zu einer solch erstaunlichen Fertigkeit ausgebildet. So sind Gesicht und Gehör vorzüglich scharf bei den Hottentotten und Buschmännern — die letzteren sehen mit dem

---

[1]) Aus einem Vortrage über die Sehschärfe der Indianer, gehalten auf dem deutschen Anthropologenkongreß zu Lübeck im Jahre 1897.

[2]) Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker 2. Aufl. Bd. 1 S. 154ff.

Auge, was wir mit einfachen Fernrohren erblicken —, bei den meisten Negervölkern mongolischer Rasse, ferner bei den Polynesern, den Bewohnern des Parmatuarchipels und den Australiern. Ihre ganze Existenz hängt ja von der Schärfe des Auges ab. Darum erklärt es sich auch, warum wir keine bildende Kunst bei den Jägerstämmen antreffen, während sie bei den ackerbautreibenden Völkern, die doch auf einer weit höheren Kulturstufe stehen, sehr häufig zurücktritt.

Ursprünglich wird die zeichnende Gebärde zur Mitteilung gedient haben. Sobald aber durch diese eine Verständigung nicht erreicht werden konnte, wird man dazu übergegangen sein, zur Verdeutlichung in den Sand oder in die Erde zu zeichnen. Die Vaganda, erzählt Stanley, nehmen häufig ihre Zuflucht zu Zeichnungen, die sie auf dem Erdboden entwerfen, um eine unvollkommene mündliche Beschreibung anschaulich zu machen. Er war oft über die Geschicklichkeit und Naturwahrheit erstaunt, mit der sie solche Illustrationen in groben Zügen hinwarfen.[1]) Auch Karl v. d. Steinen berichtet von einem Eingeborenen Zentralbrasiliens, der alle Stämme aufzählte, welche am oberen Schingu seßhaft sind, und, um recht deutlich zu sein, den Flußlauf in den Sand zeichnete.[2]) Nach dem persönlichen

[1]) Stanley, Durch den dunklen Erdteil Bd. 1 S. 447 f.

[2]) v. d. Steinen, Durch Zentralbrasilien S. 213; vgl. auch Koch-Grünberg, Indianerzeichnungen, Tafel 27 b; denselben Gedankenvorgang beobachtete Levinstein bei Kinderzeichnungen (Levinstein, Kinderzeichnungen bis zum 14. Lebensjahre, Leipzig 1905, S. 46 ff.)

Eindruck, den v. d. Steinen von der Unmittelbarkeit des erklärenden Zeichnens gewonnen hat, glaubt er, daß es älter ist als das ornamental-künstlerische.[1])

Auch die Bleistiftzeichnungen, die dieser ausgezeichnete Forscher von den Bakairi veröffentlicht hat, zeigen alle die Merkmale der Beschreibung. Man gibt nur das wieder, was von Interesse ist, und dann alles nacheinander. So erblickt man auf einem Bilde den Schnurband v. d. Steinens über den Augen, man sieht Menschen ohne Hände und Füße. Was für den Naturmenschen kein Interesse hat, wird salopp behandelt oder ganz weggelassen. Genau denselben Vorgang können wir auch bei der Sprache beobachten. Die ersten sinnlichen Vorstellungen bekommt das Kind oder der primitive Mensch von der Anschauung der Dinge. Aber da ihr Auffassungsvermögen noch sehr gering ist, so ist das Bild ein ganz rohes, verglichen mit dem wahrgenommenen Objekte. Der sprachliche Ausdruck des Anschauungsbildes ist deshalb nicht derselbe, den wir damit verknüpfen, denn wir sehen viel schärfer und spezialisierter. Das Kind oder der primitive Mensch dagegen nimmt nur das in seine Vorstellung auf, was ihm von Interesse ist. Und darum gibt der sprachliche Ausdruck nur ein rohes und verwaschenes Abbild des Objektes mit seinen hervorstechendsten und gröbsten Zügen wieder. Daraus

[1]) v. d. Steinen, Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens S. 243ff.; vgl. auch Koch-Grünberg, Südamerikanische Felszeichnungen 1907 S. 69ff.

erklärt es sich, daß selbst die entfernt ähnlichen Gegenstände, wenn sie nur die charakteristischen Merkmale aufzuweisen haben, die in die Erinnerung des Kindes übergegangen sind, mit demselben Namen bezeichnet werden.

In den ersten Anfängen der primitiven Kunst, die Wundt Augenblickskunst[1]) nennt, kommt, wie wir gesehen haben, nur das praktische Interesse in Betracht. Das künstlerische fehlt noch vollkommen. Ihre Schöpfungen sind dazu da, um etwas mitzuteilen. Aus dieser Augenblickskunst hat sich dann später die Erinnerungskunst entwickelt. Die Gegenstände werden nicht mehr aus dem unmittelbaren Anschauen nachgebildet, sondern aus der Erinnerung. Sie sollen nicht bloß für den Augenblick dienen, sondern auch für eine spätere Zeit. Der Mensch hat das Bedürfnis, seine Schöpfungen festzuhalten. Sie sollen ihn erinnern an gewisse Ereignisse in seinem Leben, an einen glücklichen Ausgang eines Kampfes oder an eine reiche Jagd oder an irgendeine andere frohe Begebenheit. Aber auch hier wiegt meist das praktische Interesse vor. Man zeichnet nicht, um Personen oder Begebenheit möglichst treu nachzubilden, sondern um sie dauernd festzuhalten. Man sucht ihnen aber dennoch Treue und Naturwahrheit zu geben, um sich oder anderen etwas mitzuteilen. Man benutzt jetzt deshalb Horn, Knochen oder Stein und zeichnet nicht

---

[1]) Wundt, Völkerpsychologie Bd. 2 Teil 1 S. 98 ff.

mehr flüchtig auf den Sand. Das festere Material verlangt längere und sorgfältigere Arbeit, und das führt zu einer getreueren Nachbildung und regelmäßigeren Stilisierung: aus der einfachen Zeichnung entsteht die plastische Nachbildung. Den gleichen Verlauf nimmt auch die Sprache. Das praktische Interesse, weniger die häufige Beobachtung lenkt die Aufmerksamkeit des Kindes oder des primitiven Menschen auf die Objekte der Außenwelt und führt dadurch zu einer schärferen Auffassung derselben und ihres sprachlichen Begriffs. Nur die Bilder prägen sich tief ihrem Gedächtnis ein, die sie erfreuen, die mit ihren Bedürfnissen und Trieben in irgendeiner Beziehung stehen. Der sprachliche Ausdruck entspricht so mit der zunehmenden besseren Auffassung immer mehr dem Objekt. Alles das, was dagegen das praktische Interesse des primitiven Menschen nicht berührt, läßt verschwommene Bilder in seiner Vorstellung entstehen, und ihr eigentlicher sprachlicher Ausdruck gibt nur ein verschwommenes Abbild des Objekts wieder.

Bis zu welcher Vollkommenheit die früher beschriebene Erinnerungskunst gelangen kann, zeigen uns die Horn- und Steinzeichnungen aus der älteren Steinzeit Europas, die Christy und Lartet[1]) im Jahre 1863 in der Höhle von Les Eyzies und unter den Schutzfelsen von

[1]) Christy und Lartet, Reliquiae Aquitanicae, London, Paris, Leipzig 1865—1875.

La Madeleine und Langerie Basse im Departement der Dordogne entdeckt haben und die durch Grabungen Piettes[1]) am Fuße der Pyrenäen und durch Funde Mercks[2]) in den Jahren 1873/74 im Keßlerloch bei Thaingen im Kanton Schaffhausen und Nüeschs[3]) im Jahre 1892 am Schweizerbild bei Schaffhausen noch wesentlich vermehrt wurden.[4]) Meist sind die Darstellungen aus der Tierwelt entnommen, die dem Menschen die Nahrung liefert, und zwar finden wir weit öfters pflanzenfressende als reißende Tiere vor. Auch die Darstellung des Weibes findet man oft in dieser Kunst. Aber es muß betont werden, daß in den eingeritzten Umrißzeichnungen und in den halb erhaben herausgearbeiteten Darstellungen menschliche Gestalten nur in Verbindung mit tierischen auftreten, und letztere zeichnen sich durch eine lebendigere und bessere Darstellung aus. Weiter hat Rivière[5]) zahlreiche Tier-

---

[1]) vgl. die Aufsätze von Piette in der Zeitschr. L'Anthropologie, Paris 1894—1898, Bd. 5—9.

[2]) Merk, Der Höhlenfund im Keßlerloch zu Thaingen, Mitteilungen der Züricher Antiquarischen Gesellschaft Bd. 19, Zürich 1875.

[3]) Nüesch, Katalog der Fundgegenstände beim Schweizerbild, Schaffhausen 1893.

[4]) Eine zusammenfassende Darstellung der Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa verdanken wir Hoernes, der unter diesem Titel (Wien 1898) sein Buch veröffentlicht hat.

[5]) Rivière, Comptes rendues de l'Académie des Sciences CXXIII, Paris 1896.

darstellungen aus der Diluvialzeit in der Grotte de la Mouth gefunden. In den Stein fand man ein Bison und ein Tier eingeritzt, das einem Pferde ähnlich sieht. Ihre Umrisse waren mit Ocker ausgefüllt.

Ähnliche Höhlenzeichnungen, wenn auch nicht in dieser künstlerischen Vollendung, fanden Reisende bei den rohesten und primitivsten Stämmen. Viele Forscher sprechen ihnen zwar jedes ästhetische Empfinden ab, aber das liegt in den meisten Fällen nur in der einzelnen Person. Es gibt keinen Stamm, und mag er noch so tief stehen, in dem sich nicht ein Individuum befindet, das Zeichnungen anfertigen könnte. Gerade die primitivsten und rohesten Jägerstämme haben oft die befähigsten Darsteller. Und wenn uns dennoch Reisende erzählen, daß Wilde ihnen vorgelegte Zeichnungen nicht verstehen konnten, so lag das daran, daß ihnen moderne, ihrem Empfindungsleben fremde Bilder gezeigt wurden, die sie durchaus nicht verstehen konnten, weil sie mit unserer Technik nicht vertraut sind. So müssen wir uns nicht wundern, wenn es Collingwood[1]) nicht gelang, das Interesse der Kibalaner auf Formosa selbst für gute, in die Augen stechende Abbildungen wachzurufen. Sie konnten sie keineswegs verstehen, denn er hatte ihnen ein Exemplar der Illustratet London News vorgelegt. Und Denham[2]) kann es nicht begreifen, daß es ihm

---

[1]) Zit. bei Lubbok, Entstehung der Zivilisation S. 35.

[2]) Denham, Travels in Zentralafrika Bd. 6 S. 167.

nicht möglich war, einem sonst so befähigten Eingeborenen Zentralafrikas einen Stich eines meisterhaft dargestellten Sandwindes in der Wüste begreiflich zu machen, während er Menschen- und Tiergestalten wohl erkennen konnte. Wir aber können es nicht verstehen, daß Denham nicht wußte, daß Naturmenschen genau wie Kinder für Bäume und Landschaften gar kein Interesse haben und sie daher auf ihren Zeichnungen weglassen. Nur das Bewegliche erregt ihre Aufmerksamkeit und reizt sie zur bildlichen Darstellung. Vor allem ist es das Tier, das ihnen die Nahrung liefert, das Tier, beweglich wie sie selbst und den nämlichen Geschicken verfallend. Naturerscheinungen und Dinge, die sie nicht greifen und fassen können, bleiben ihnen fremd.

Die primitive Bildnerei stellt also meist solche Tiere dar, die den Menschen die Nahrung liefern. Pflanzen, Bäume und Landschaften finden wir nicht vor, da diese für den primitiven Jäger kein Interesse haben. Menschengestalten kommen selten allein vor, sie werden meist in Verbindung mit Tieren dargestellt. Aber nur solche Tiere werden mit Vorliebe gezeichnet, die dem Menschen im Kampf ums Dasein entgegentreten. Das kleinere Getier wird ganz vernachlässigt, da dem Primitiven dafür das Interesse fehlt. Dieses geringe Interesse, berichtet ein Forscher, äußert sich bisweilen in einer völligen Unfähigkeit, Tiere darzustellen, die diesen Materialisten wertlos dünken und deren Körperformen

sie sich infolgedessen nicht einprägen.[1]) Es ist auch charakteristisch, daß die Tiere von ihnen viel lebendiger und getreuer abgebildet werden als die Menschen. Die Bildnerei der Jägerstämme ist in Stoff und Form naturalistisch. Sie setzt eine scharfe Beobachtungsgabe voraus, wie sie nur der Jäger haben kann, dessen Auge und Hand im Kampf ums Dasein zu einer solch erstaunlichen Fertigkeit ausgebildet wurden. Die primitive Bildnerei ist darum nur zu verstehen, wenn man die primitive Wirtschaft versteht. Das wirtschaftliche Leben ist auf dieser Stufe der menschlichen Entwicklung als ein Faktor zu bezeichnen, der zu einer Steigerung und Differenzierung der künstlerischen Betätigung des Menschen geführt hat. Aus dem früher beschriebenen flüchtig hingeworfenen Augenblicksbild konnte sich die oben gekennzeichnete Erinnerungskunst entwickeln, daß bis dahin latent gebliebene Motive aus ihrer Gebundenheit befreit wurden, wobei das wirtschaftliche Leben als auslösende Kraft auf die Entwicklung der Phantasie wirkte.

Das geht auch ferner aus der Tatsache hervor, daß nur Männer die Hersteller solcher Kunstwerke sind.[2]) Die Frauen treten vollständig zurück. In der Augenblickswirtschaft beteiligt sich das Weib mit an der Produktion; die Arbeitsteilung zwischen Mann und

[1]) s. Koch-Grünberg, Die Anfänge der Kunst im Urwalde S. 33.

[2]) vgl. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche S. 60.

Frau ist die älteste in der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit, die wir überhaupt kennen. Aber während der Mann die Jagd ausübt und dadurch seine Sinne schärft, sorgt die Frau für die Gewinnung der Pflanzenkost. Das harte Dasein zwingt sie zur Arbeit. Mit einem spitzen Stock bewaffnet, zieht sie in der Wildnis umher und sucht nach Knollen, Wurzeln und eßbaren Früchten. Sie hat Mutterpflichten zu erfüllen und kann nicht mit auf die Jagd gehen. Ihre Kräfte sind auch nicht den Strapazen der Jagd, die, wie wir gesehen haben, wegen der Unvollkommenheit der Waffen sehr beschwerlich ist, gewachsen. Der frühzeitige und ausschweifende Geschlechtsgenuß, die häufigen Geburten, der schwere Daseinskampf, die schlechte Ernährung läßt sie sehr früh altern. Schon mit 9 bis 10 Jahren werden die Mädchen geschlechtlich mißbraucht, mit 12 bis 14 Jahren werden sie bereits Mutter und mit 25 bis 30 Jahren machen sie häufig den Eindruck von Greisinnen. Aber die Stellung der Frau im primitiven Zustand ist im allgemeinen eine gute, da sie wirtschaftlich unabhängig ist. Dieselbe Beobachtung kann man auch übrigens bei unseren Arbeiterfamilien machen. Überall da, wo sich die Frau mit am Erwerbsleben beteiligt, nimmt sie eine bei weitem höhere und würdigere Stellung ein als dort, wo der Mann allein für das Auskommen zu sorgen hat. Sie ist dann wirtschaftlich unabhängig und dem Manne vollständig gleichgestellt. Mißhandlungen kommen meist nur in den Familien vor,

in denen die Frau auf den Verdienst des Mannes angewiesen ist.[1])

In der Augenblickswirtschaft fällt der Frau eine größere Arbeitslast zu als dem Manne.[2]) Man kann sagen: Die wirtschaftliche Tätigkeit der Frau steht im umgekehrten Verhältnis zu der des Mannes, verglichen mit allen anderen Wirtschaftsstufen. Die Frau verrichtet mit Ausnahme der Jagd die meiste Arbeit; sie plagt sich tagein, tagaus, sie sorgt für alles. Der Mann läßt sich von ihr füttern. Was die Beschäftigung der Indianer anbelangt, berichtet Joest, so ist es selbstverständlich, daß der überwiegend größte Teil aller Arbeit den Frauen zufällt; die Herren der Schöpfung beschäftigen sich am liebsten und vorwiegend mit gar nichts, mit Trinken, Schwätzen oder Liegen in der Hängematte vertrödeln sie ihre Zeit, Tage, Jahre — ihr Leben.[3]) Nur der Trieb der Selbsterhaltung und der eiserne Naturzwang veranlaßt sie, gewisse Arbeiten, die sie ihren Frauen nicht aufbürden können, selbst zu verrichten. Dazu gehört die Jagd auf Fische und Tiere

---

[1]) vgl. den ersten Jahresbericht des Arbeitersekretariats Leipzig für das Jahr 1904 S. 52/53.

[2]) vgl. Vierkandt, Die Arbeitsweise der Naturvölker, N. Jahrb. d. kl. Altert. 1900 S. 117ff.

[3]) Die richtige Schätzung der Zeit ist ein Produkt unserer modernen Kultur. Sombart spricht daher mit Recht in seinem Aufsatz „Der Stil des modernen Wirtschaftslebens“ (Brauns Arch. 1901 S. 18ff.). von einer Neugestaltung des individuellen Zeitbewußtseins.

des Waldes, der Bau der Hütten und der Corjole (Baumkähne).[1])

Auf dieser primitiven Stufe ist genau wie bei den höheren Tieren der Mann der werbende Teil. Bei uns ist es gerade umgekehrt, denn wenn auch die Männer scheinbar werben, so sind es doch in Wirklichkeit die Frauen, die sich mehr schmücken, um umworben zu werden. In der ältesten Zeit aber schmückt sich der Mann mehr als die Frau, um den Weibern zu gefallen, wie einmal ein Australier Bullmer zur Antwort gab.[2]) Der Primitive läßt keine Gelegenheit vorübergehen, um seinen Körper zu bemalen. Wenn er zum Kampfe oder zum Tanze auszieht, wenn er der Jünglingsweihe beiwohnt, wenn er einen Toten zur letzten Ruhestätte begleitet: die Körperbemalung fehlt nie. Rot, auch gelbrot ist seine Lieblingsfarbe. Sie läßt sich am leichtesten beschaffen, denn der rote und gelbe Ocker ist in den dortigen Ländern weit verbreitet. Sie ist Kriegsfarbe. Sie erinnert ihn an die Schlachten, die er durchkämpft, an die Tiere, die er erlegt, an die Feinde, die er ge-

[1]) Joest, Ethnographisches und Verwandtes aus Gyana S. 83. Vgl. auch Lippert, Kulturgeschichte der Menschheit S. 450; Lubbock, Entstehung der Zivilisation S. 61/62, 81 u. 151; Waitz, Anthropologie Bd. 6 S. 775 ff.; Grosse, Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft S. 45/48; Schultz, Psychologie der Naturvölker S. 194 ff.; Schurtz, Urgeschichte der Kultur S. 132/34.

[2]) Reiche Belege dafür findet man bei Westermarck, Geschichte der menschlichen Ehe S. 180 ff.

tötet. Sie übt selbst auf Tiere eine starke sinnliche Wirkung aus, und daher ist es kein Wunder, meint Goethe mit Recht in seinem Aufsatz „Sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe“, daß energische, gesunde, rohe Menschen sich besonders an dieser Farbe erfreuen.

Neben dem Rot erfreut sich auch das Weiß der besonderen Gunst dieser primitiven Stämme, vor allen Dingen bei dunklen Völkern, um die schwarze Farbe der Haut noch stärker hervortreten zu lassen. Sie ist vielfach seine Trauerfarbe, kommt aber mitunter, z. B. bei den Mincopie auf der Andamannengruppe, bei freudigen Ereignissen vor.

Aber auch die schwarze Farbe fehlt nicht. Ähnlich wie unsere Damen sich pudern, um die Haut noch weißer zu machen, als sie in Wirklichkeit ist, so reiben auch die primitiven Menschen ihren Körper mit Kohle ein, um die Wirkung der dunkeln Farbe, auf die sie eben so stolz sind wie wir mit unserer weißen, noch zu verstärken.

Gehen wir dazu über, die Muster und die Art der Körperbemalung kennen zu lernen, so sei zuerst betont, daß wir darüber leider sehr wenig orientiert sind, da die meisten Reisenden fast gar nicht darüber berichten. Wir hören einmal bei Karl v. d. Steinen: Eine Zeichnung auf dem Oberschenkel — eine schwarze Wellenlinie und in den Einsenkungen derselben schwarze Tupfen — erinnerte entschieden an die Hautzeichnung

eines Fisches, des Pitando.[1]) Und in seinem anderen Werke hören wir: Die Muster waren verschiedener Art. Einfache Fingerstriche, auffällige Streifen, z. B. von Auge zu Ohr, ein schwarzer Streifen von der Nase bis zum Nabel, Streifen, die den Konturen der Schulterblätter folgten, Tupfen auf Brust und Armen, Wellenlinien der Schenkel entlang, gesprenkelte Bogen über die Brust hinüber, ein Zickzack Rücken und Beine hinunter u. dgl. mehr. Zum Teil handelt es sich dabei um auffällige Bekleidung oder Durchkreuzung der anatomischen Konturen, zum Teil an Nachbildung tierischer Hautzeichnungen, aber alles war Willkür der einzelnen Person, und Stammesmuster waren nicht vorhanden.[2]) Auch andere Reisende erzählen von solchen geometrischen Figuren, aber wir werden später sehen, daß diese geometrischen Gebilde nichts anderes sind als Nachbildungen der Tiere, die den Menschen ihre Nahrung liefern.

Neben dieser vergänglichen Farbenverzierung findet bei fast allen Stämmen noch die viel dauerhaftere Tätowierung und Narbenzeichnung als Schmuck Verwendung. Mit Knochen von Fischen, mit Krallen von Nagetieren oder mit Zähnen, Dornen, Feuersteinen wird die Haut geritzt und dann mit irgendeiner Farbe oder dem Saft einer Frucht eingerieben. Der Wilde ist auf seinen reichen Narbenschmuck eben so stolz wie der Student

---

[1]) v. d. Steinen, Durch Zentralbrasilien S. 169.

[2]) v. d. Steinen, Unter den Völkern Zentralbrasiliens S. 186.

auf seine Schmisse. Auf den Gambierinseln, sagt Beechy, ist diese Sitte so allgemein, daß man selten einen untätowierten Menschen begegnet, und dieses Verschönerungsmittel wird zudem in solchem Umfange angewandt, daß oft der ganze Körper vom Hals bis zu den Fußknöcheln mit kleinen buntfarbigen Stricheln bedeckt ist usw.[1])

Die Tätowierung dient keineswegs dazu, um den Menschen schöner zu machen oder um seine Zugehörigkeit zu irgendeinem Stamm auszudrücken, sondern sie ist wie aller Schmuck dazu da, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, um Eindruck zu machen. Das Bestreben, seine Persönlichkeit ins rechte Licht zu setzen,[2]) aus der allgemeinen Masse hervorzuragen, den Weibern zu gefallen und den Feinden Furcht einzujagen, spielt beim Schmuck die erste Rolle. Darum schmückt der Primitive sein Haar, behängt er mit Jagdtrophäen, Ketten, Bändern, Muscheln Hals, Nase, Hüfte, Stirn, Ohr und Lippe. Darum scheut er selbst nicht vor Nasenringen und Nasenstäben, Lippenflöcken und Ohrgehängen zurück.

---

[1]) Zit. bei Lubbok, Entstehung der Zivilisation S. 53.

[2]) Lippert, Kulturgeschichte der Menschheit Bd. 1 S. 18 und 365 ff.; vgl. auch R. Wagner, Siegfried 2. Akt:

So taug eu're Zier
Als des Tages Zeuge:
Mich mahne der Tand
Daß ich kämpfend Fafner erlegt.

Viel Staub hat die Frage nach der Entstehung des Schamschmuckes aufgewirbelt, da er als Beweis für die Entstehung des Schamgefühls selbst bei den tiefsten Völkern verwendet wurde. Allein die besten Beobachter stimmen darin überein, daß die primitivsten Jägerstämme die Scham gar nicht kennen und die Kleidung der Reisenden als Schmuck ansehen. Bei ihnen existieren überhaupt keine geheimen Körperteile. So erzählt uns Stephan, daß er in Neu-Mecklenburg weder ein eigentliches Schamgefühl noch jemals ein Zeichen einer geschlechtlichen Aufregung im öffentlichen Beisammensein der Bewohner eines Dorfes wahrgenommen habe. Dort gehen die Männer nackt, und die sehr kleinen, aber wohlriechenden Weiberschürzen verhüllen nicht, sondern schmücken nur. Breite Lendentücher aus Kattun werden von Weibern wie von Männern ebenfalls nur als Schmuck und aus Eitelkeit getragen.[1]) Die gleiche Beobachtung hat v. d. Steinen gemacht: Ein Mann, der dem Fremden mitteilen will, daß er der Vater eines anderen sei, eine Frau, die sich als die Mutter eines Kindes vorstellen will, sie bekennen sich ernsthaft als würdige Erzeuger, indem sie mit der unwillkürlichsten und natürlichsten Verdeutlichung von der Welt die Organe anfassen, denen alles Leben entspringt.[2]) Andere Erklärer glauben wieder, daß der Schamschmuck aus

---

[1]) vgl. Stephan, Südseekunst, Berlin 1907, S. 121.

[2]) v. d. Steinen, Unter den Völkern Zentralbrasiliens S. 191.

rein praktischen Gründen zu erklären sei: die Schleimhaut zurückzuhalten und besonders empfindliche Stellen vor Insektenstichen zu schützen.[1]) Viel richtiger erscheint uns eine ganz andere Erklärung zu sein, die uns Westermarck[2]) gibt: Bei Völkern, denen es ganz natürlich erscheint, daß alle nackt herumlaufen, wird die Verhüllung eher als sexuelle Anreizung dienen. Die Verhüllung spielt da dieselbe Rolle wie bei uns, die wir Kleider tragen, die Entblößung.

Die Tatsache, daß bei den wilden erotischen Corroboris die Weiber als Schmuck eine Art Bekleidung tragen, spricht sehr stark für diese Vermutung. Und so werden wir diese Hüllen keineswegs als Kleidung, sondern als Schmuck zu betrachten haben. Sie dienen auch wie aller Schmuck nur dazu, um die Aufmerksamkeit zu erregen, auch selbst da, wo ihre praktische Bedeutung zuerst erkannt wurde, ist man bald dazu übergegangen, sie zu ästhetischen Zwecken zu verwenden. Selbst Karl v. d. Steinen, der diese Hüllen aus praktischen Gründen ableitet, muß doch wieder zugeben, daß die geschmückte Hüftschnur, das rote Fädchen der Trumai, die zierlichen Uluris eher die Aufmerksamkeit herausfordern statt sie abzulenken.

Je nach der Art des festlichen Ereignisses pflegt

---

[1]) v. d. Steinen, Unter den Völkern Zentralbrasiliens S. 194 ff.

[2]) Westermarck, Geschichte der menschlichen Ehe S. 195 ff.

sich der Primitive mehr oder weniger zu bemalen oder zu schmücken, ähnlich wie wir bei besonderen Anlässen besondere Feiertagskleider anlegen. Nur ist dem Primitiven durch die verschiedenen Farbenzusammenstellungen entschieden mehr Raum gelassen, den Charakter des Festes anzudeuten, als unseren modernen Schneidern. Dafür ist auch seine Phantasie viel reicher als die ihrige.

Für das Wirtschaftsleben spielt der Schmuck insofern eine sehr wichtige Rolle, als er die einzige Tätigkeit darstellt, die der Primitive mit Ausdauer betreibt. Während ihm sonst eine zielbewußte, regelmäßige Arbeit bei seiner desultorischen Lebensweise ganz unmöglich ist, führt ihn das Bedürfnis, sich zu schmücken, dazu, an irgendeiner Arbeit Freude zu empfinden. Jede Nahrung genügt ihm. Termiten, Heuschrecken, Maden, verzehrt er, und wenn er sehr hungrig ist, ißt er sogar Erde. Aber das Bedürfnis, sich zu schmücken, seine Persönlichkeit ins rechte Licht zu setzen, ist immer bei den primitiven Menschen vorhanden, ja kein Lebensbedürfnis erfordert von ihnen eine solch langwierige Arbeit wie dasjenige des Schmuckes. Dazu kommt: Ehe der Mensch sich mit Federn und Jagdtrophäen schmücken konnte, hat er erst die Vögel und Tiere erlegen müssen, und ehe er seinen Körper bemalte oder tätowierte, hat er ihn mit Lehm beschmiert oder mit einem Wundkratzer geritzt, um die Haut gegen die Moskitostiche zu schützen. Der Schmuck ist daher

keineswegs die primäre Erscheinung, sondern das praktische Bedürfnis. Daraus erklärt es sich, daß mit wenig Ausnahmen die Eingeborenen, deren Heimat im reichsten Blütenflore prangt, sich trotzdem nicht mit Blumen schmücken. Die Phantasie bedarf erst eines äußeren Reizes, wenn sie sich betätigen soll. Immer waren es zuerst rein praktische Bedürfnisse, die dann ästhetische Bedürfnisse hervorriefen. Die praktischen traten dann immer mehr und mehr in den Hintergrund zurück, so daß ihre Bedeutung jetzt von den Primitiven gar nicht mehr erkannt wird. Mögen auch daher viele kurzsichtige Reisende und Beobachter das Bedürfnis der Primitiven sich zu schmücken, als nutzlos und überflüssig bezeichnen, so liegt doch darin ein Moment, das von größter Tragweite für die Entwicklung der Menschheit gewesen sein mußte. Diese Personen pflegen jedes Tun, dessen Folgen sich nicht sofort klar zeigen, als zweck- und wertlos zu bezeichnen, und darum sehen sie nur immer das Äußere und dringen nie in die Tiefe einer Erscheinung. Das Bedürfnis, sich zu schmücken, hat den Menschen herausgerissen aus seiner Ruhe und Genügsamkeit. Er hat hier am allerfrühesten einzusehen gelernt, daß nur durch Arbeit, und manchmal nur durch recht langwierige, mit schmerzlichen Opfern verbundene Arbeit, ein bestimmter Erfolg eintreten kann. Und darum ist der Schmuck als ein bedeutender Förderer und Erzieher zur Arbeit anzusehen.

Ebenso wie die Bildnerei entnimmt auch die Orna-

mentik ihre Objekte größtenteils der Tierwelt. Aber diese Formen erinnern eher an geometrische Figuren. Und in der Tat hat man eine Zeitlang geglaubt, daß das häufige Vorkommen dieser einfachen geometrischen Gebilde nur dadurch zu erklären sei, daß der primitive Mensch an ihnen ein gewisses Wohlgefallen habe. Allein es hat sich herausgestellt, daß sie nichts anderes sind als Tiernachbildungen einfachster Art, und zwar meist Hautzeichnungen. Karl v. d. Steinen erzählt, daß in einem Bakairidorf ein Fries von rohen Zeichnungen sein Interesse in Anspruch nahm, der in etwa zwei Meter Höhe über den Türen weg ringsum lief in einer Gesamtlänge von 56 Metern. Sein erster Eindruck war der gewesen, daß es sich bei diesen Zickzacken, Tüpfeln, Ringen, Ketten von Rauten und Dreiecken um ornamentale Einfälle handle, die niedlich und nett seien, die aber weiter nichts bedeuteten. Die mit Ruß geschwärzte Rinde entstammte einem Waldbaum, den die Bakairi noischi nannten, der weiße, mehrfach auch gelbliche Lehm war mit den Fingern aufgetragen, so daß man zarte Linien bei diesen Freskoschmierereien nicht erwarten durfte. Als er mit dem Namen der Ornamente sein Wörterverzeichnis vermehren wollte, wurde er überrascht, mehrere ihm bekannte Fischnamen zu hören, so daß er der Sache nun auf den Grund ging. Für jedes Muster erhielt er Namen einer konkreten Vorlage, und je mehr er sich bei den anderen Stämmen mit den Ornamenten auf dem Hausgerät beschäftigte, desto mehr

stellte es sich heraus, daß es überall derselbe Vorgang war;[1]) sein Vetter Ehrenreich hat die Frage auch bei den Araguayindianern weiterverfolgt und ist zum gleichen Resultat gekommen.[2])

Neben diesen Hautzeichnungen der Tiere, die wir auch ferner bei den Stämmen in Viktoria und den Mincopie auf der Andamanengruppe und den Eskimos und ihren Verwandten vorfinden, bemerken wir auch Darstellungen aus dem Leben der Primitiven auf ihrem Gerät. Bei den Eskimos z. B. steht die Zierkunst auf hoher Stufe. Bei den an der Hothamsbucht wohnenden Eskimos fand Beechly auf den Waffen und Werkzeugen eine Menge Figuren mit großer Genauigkeit nachgebildet: Menschen, Vierfüßler, Vögel. Die Renntiere pflegen sie meist herdenweise darzustellen. Auf dem ersten Bilde wurde ein solcher Trupp von einem mit Schneeschuhen bekleideten Manne mit gebücktem Körper verfolgt; auf dem folgenden hatte sich der Jäger dem Wilde genähert und war eben mit dem Spannen seines Bogens beschäftigt. Das dritte veranschaulichte jene Art des Seehundfanges, bei welcher sich die Eingeborenen eines aufgeblähten Tierbalges als Lockspeise bedienen. Dieser Köder befand sich auf dem Eise, und nicht weit davon

---

[1]) v. d. Steinen, Unter den Völkern Zentralbrasiliens (Volksausgabe) S. 100 u. 241.

[2]) vgl. Ehrenreich, Beitr. z. Völkerkunde Brasiliens S. 25; derselbe, Zeitschr. f. Ethnographie Bd. 22 S. 8.

lag ein Mann auf dem Bauche, der offenbar bereit war, seine Harpune im nächsten Augenblick auf ein sich etwa zeigendes Tier zu werfen. Ein anderer Eskimo zog einen Seehund auf einen Schlitten nach Hause, und mehrere Baidas schleuderten ihre Harpune auf einen Walfisch, der bereits zuvor von Pfeilen getroffen war. Als der Forscher mit seinen Genossen diese Darstellungen miteinander verglich, erhielten sie ein Lebensbild, das ihnen einen tieferen Eindruck in das Tun und Treiben der Eingeborenen gewährte, als ihnen ihre Zeichen- und Gebärdensprache zu geben vermochte.[1])

Fast alle Reisenden sind geradezu erstaunt über die reichverzierten Waffen und Gebrauchsgegenstände der Primitiven. Wenn man Hunderte von Gebrauchsgegenständen oder Waffen der Papuas durchmustert, sagt ein genauer Beobachter, so wird man selten oder nie ein einziges finden, welches nicht wenigstens durch eine kleine Verzierung Zeugnis für den Schönheitssinn seiner Verfertiger ablegt, nicht etwas an sich trägt, was über die gewöhnliche Nützlichkeit hinausgeht.[2]) Und ein anderer: Sie haben geradezu eine Sucht, alle Gebrauchsgegenstände zu bemalen.[3])

---

[1]) Beechly, Narrative of a voyage to the Pacific I p. 251.

[2]) Semon, Im australischen Busch und an der Küste des Korallenmeeres S. 426 ff.

[3]) v. d. Steinen, Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin 1888 S. 386.

Neben diesen Verzierungen ist für uns noch eine andere Art von Ornamenten von besonderer Wichtigkeit, die aus der Technik stammt. Der Mensch hat schon in frühester Zeit gelernt, aus der feuchten Tonerde Töpfe zu formen. Der Topf ist ursprünglich nur Behälter und dient gar nicht zum Kochen. Er ist nur Ersatz der Kürbisfrucht, die denselben Zweck haben wie etwa unsere Krüge, mit denen wir das Wasser holen. Waren Kürbise nicht vorhanden, so nahm man Zuflucht zu Lehm: Wie sie sich halfen, wenn sie keine Körbe hatten, erzählt v. d. Steinen, sehen wir noch heute an den von mehreren Stämmen bekannten, mit Lehm verschmierten Körbchen. Mit Lehm verschmiert man auch das undichte Kanoe, mit Lehm beschmierte man, der Anfang der Körperbemalung, den Leib, und den Lehm selbst transportierte man, das ist wohl die Hauptsache gewesen, in Körben, wie wir noch gesehen haben.[1])

Zuerst wurde der Lehm mit einem Flechtwerk zusammengehalten, aber bald kam man darauf, die Lehmformen der Sonne auszusetzen oder dem Feuer, und das Flechtwerk wurde so entbehrlich. Nun aber bilden sich durch das Flechtwerk auf der feuchten Tonerde verschiedene Formen, die dann, wenn der Lehm trocken wird, genau zu sehen sind. So ist das erste Ornament

---

[1]) v. d. Steinen, Unter den Völkern Zentralbrasiliens (Volksausgabe) S. 208.

ohne Zutun der Menschen entstanden. Man ist dann dazu übergegangen, die Stricke in bestimmter Reihenfolge aufzulegen, man nahm auch die Finger zu Hilfe, um punktartige Gebilde auf dem feuchten Lehm hervorzurufen, die dann, wenn er trocknete, genau zu sehen waren. So entstanden die verschiedenen Muster auf den Töpfen, und diese riefen wieder andere hervor: der Phantasie war jetzt freier Spielraum gelassen, sich zu betätigen. Sie wurde aus ihrer Gebundenheit befreit und als auslösender Reiz wirkte die Technik. Aber auch die Form der Töpfe selbst rief neue Formen hervor. Dem Primitiven genügt ja die geringste Ähnlichkeit seiner Objekte mit irgendeinem Geschöpf, um dieses selbst für ein Geschöpf zu erklären. Ähnlich können kleine Mädchen aus Taschentüchern Puppen formen: die lebhafte Phantasie des Kindes verleiht diesem Gegenstande Leben und Wirklichkeit. Und so ist es auch bei den primitiven Menschen. Er ist durch und durch Sinnesmensch. Seine Gefühle können leichter erregt und gesteigert werden. Das kleinste charakteristische Merkmal genügt, einen toten Gegenstand zu beleben zu einem Geschöpf seiner Umgebung. Und da ihm nichts näher steht als das Tier, so macht seine Phantasie aus dem Topfe eine Fledermaus, da die Farbe und der rundliche Rumpf zur Form des Kopfes sehr gut paßt, eine Kröte, einen Fisch, eine Eidechse und so fort. Dieses eine Motiv ruft neue hervor. Neue Tiergestalten treten auf seinen verschiedenen Gegenständen auf, die

nach ihrer Form, Größe, Farbe zu ihnen in irgendeinem Zusammenhange stehen. Aber meist ist nur die Tierwelt beim primitiven Ornament vertreten. Die Pflanze fehlt vollkommen, denn sie spielt ja im Leben des primitiven Jägers nicht die geringste Rolle. Wir haben gesehen, daß in der Wirtschaft der niederen Jäger sich nur die Frau mit der Beschaffung der Pflanzenkost befaßt, und diese nimmt daher sehr wenig Anteil an der Kunst. Es wird uns sogar erzählt, daß die Geräte, Waffen u. dgl. der Papuas in Neuguinea reich geschmückt sind, während die Töpferwaren im Kaiser-Wilhelms-Land keinerlei Verzierungen aufweisen, und zwar einzig und allein aus dem Grunde, weil die Töpferei „est exclusivement confiée aux soins des femmes, dont la nature est généralement peu artistique".[1])

Unsere Untersuchung ist zu Ende. Es sollte hier erstens nachgewiesen werden, daß wir selbst bei den tiefsten und rohesten Jägerstämmen von einer Wirtschaft reden müssen, wenn auch nur von einer Augenblickswirtschaft. Auch bei ihnen kommt schon das ökonomische Prinzip, wenn auch nicht immer, so doch zu gewissen Zeiten, wenn der Hunger als peinigendes Gefühl auftritt, zur Anwendung. Wir bezeichneten daher dieses erste Stadium mit dem Namen der Augen-

---

[1]) Miclucho-Maclay in Bull. soc. d'Anthropolique 1878 S. 530, zit. bei Andree, Ethnographische Parallelen und vgl. S. 60.

blickswirtschaft. Ferner haben wir gesehen, daß die Anfänge der Kunst bei fast allen niederen Jägerstämmen dieselben Züge aufweisen, da ihre Existenzbedingungen die gleichen sind. Endlich konnten wir beobachten, daß am Anfang der menschlichen Kultur das wirtschaftliche Leben als auslösender Reiz auf die Phantasietätigkeit des Menschen wirkte. Sowohl in der Selbst- und Geräteverzierung wie auch in der Bildnerei waren es immer praktische Gründe, die latente ästhetische Motive aus ihrer Gebundenheit befreiten und zu einer Steigerung und Differenzierung derselben führten.

Spezialdruckerei für Dissertationen, Robert Noske, Borna-Leipzig.

3 0112 072458950